

6.12.

Wir lassen die Zeit herein, ins ewig Zeitlose.

Wir? Ich.

Den Kommentar zu diesem Beginn streichen wir.

Wir? Ich.

Mein Zeitloses, Nichtzeitiges, vernichtet durch ein Datum. Jeder Tag ein Datum.

Die Chronik eines Jahres, Tag für Tag. Nicht der geschwätzig Rückblick, was war das Aufregende, Einmalige, Sensationelle der vergangenen Tage, sondern nur der Tag, Tag für Tag. Die Geschwätzigkeit endet in der Literatur, nein, sie ist die Literatur: Klatsch. Erzählsoße.

In meinem Raum sind vier vergitterte Fenster. Draußen zeigt man mir Schneereste im Frost. Die Durchzugsstraße, Wiese vor dem Haus. Ein Zaun. Luft. Ein Himmel. Sträucher und Bäume. Keine Krokodile heute.

7.12.

Meine Schreibzeit ist der Vormittag, nach dem Frühstück. Eine Chronik dieser Art kann also nicht den heutigen Tag schildern, er kommt ja erst. Also den gestrigen? Mein Befinden heute? Ein Wetterbericht? Es ist das Gestern, das ins Heute und Morgen hinüberreicht: das Gestern ist so wie das Heute, das Heute ist so wie das Morgen. Wie aber soll so eine Chronik entstehen? Doch, die Beschreibung eines chronischen Zustands, des chronischen Lebens, wenn das überhaupt ein Leben ist. Gut, es geht mir gut, ich bin schon 70 geworden, nach einem Leben, jetzt in einem chronischen Zustand, in einem Unleben, zusammen mit Menschen, die Unmenschen sind, das zusammen ist nur ein Nebeneinander, ein nichtbezügliches Nebeneinander, ein immerwährendes Fortziehen. Alle zieht es fort von uns, fort von sich auch, es ist kein Gemeinsames mehr da, nur mehr ein Fortgezogenes.

Was zurückblieb, ist kein Ich, nur mehr die Hülse davon, ein Rest, ein kümmerlicher Rest, eine Verkümmernng. Ein Rest-dasein, täglich, morgen wieder aufs Neue, und so fort.

Danke, es geht mir gut. Es geht. Ich gehe. Ich bin nicht eingesperrt. Ich muss ja nicht durchs Fenster, denn die sind vergittert. Wenn ich nach draußen will, geh ich durch die Tür. Ich geh jeden Tag. Gehen ist die einzige Versicherung für das Leben, zumindest eines Diabetikers. Ich bin verdammt zum Gehen, wenn ich am Leben bleiben will. Sie haben mir das Leben verordnet, die Ärzte, aber im Namen meines eigenen Lebens. Eine Zehe haben sie mir schon abgezwickt, sozusagen als Vorwarnung. Eine Zehe weniger, fürs Leben bedeutungslos. Wie ein Zahn weniger, aber das ist nicht heute, das war gestern, vorgestern, heute ist: Gehen. Gehen mit dem Hund, das ist praktischer, denn der Hund will gehen, ohne Diabetiker zu sein. Es ist eine Freude, eine tagtägliche Freude, für ihn, zu gehen. Eine halbe Stunde oder eine Stunde, maximal auch zwei, aber nicht von Zeit zu Zeit, denn die Zeit passiert täglich, also: täglich. Jeden Tag. Egal, bei welchem Wetter. Der Wanderer wandert bei jedem Wetter, denn er muss sein Ziel einhalten: die Wanderung. Denn die Wanderung ist das Leben.

9.12.

Es hat geschneit in der vergangenen Nacht. Der Effekt: das Weiß hat zugenommen draußen. Wie anders würde ein Kind das sagen. Oder – hauptsächlich – empfinden. Aber ich bin kein Kind. Der Schnee liegt heute draußen, nicht in meiner Kindheit. Warum überhaupt die Rücksicht auf die Kindheit? Eine reine Gegenwart ohne Vergangenheit ist offensichtlich nicht denkbar. Die vergangenheitslose Gegenwart, die ich einmal gedacht habe – nicht in der Kindheit – ist doch nicht denkbar, ist unmöglich. Das pure Dasein, das angepeilt war, existiert nicht ohne Vergangenheit – ohne ganz andere Eigenschaften, die mit dem Jetzt nichts zu tun haben. Die pure Gegenwart wäre: der Wetterbericht. Die Verhaltensänderung, die sich aus dem Wetter ergibt, d.h. die Anpassung an die Tierwelt. Es hat geschneit, aber nicht nur in der Nacht, mit dem Schnee hat die Kindheit hereingeschneit, der Schnee bringt den Schnee der vergangenen Tage und Jahre, der Schnee kann nicht schneien ohne die Vergangenheit. Es gibt keinen Schnee der puren Jetztzeit.

10.12.

Ohne Konzept in den Tag, in den Text, in das Leben. Und doch ein strikter Plan: 365 Schreib-Tage, jeden Tag, gnadenlos Tag für Tag ohne Ziel. Doch: Das Ziel ist eindeutig: Überleben. 365 Tage schreiben übers Leben, um zu überleben. Nicht über das Wunder Leben, sondern das banale Leben, den Lebens-Trott, nicht die abgehobenen Wege in den Wolken, sondern die normalen Wege über den Boden. Der Boden knirscht vor Schnee und Kälte, heute soll es 10° wärmer werden, dann schwimmt alles. Hier ist kein Buch geplant, hier ist nur das Überleben geplant: ein Jahr möchte ich noch erleben. Das Leben bietet keine Sensationen, nur in der Literatur, und auf die pfeifen wir, wir? Das mächtige Ich. Der Plural Majestatis. Wir sind ich. Ich bin wir. Ganz eigenmächtig. Die Berieselung haben wir inzwischen abgeschaltet. Kein Fernsehen, kein Kino. Ein bisschen Tageszeitung, die ist schnell überblättert, ein bisschen Radio mit Nachrichten und Musik, schnell ein- und ausgeschaltet. Der Kopf macht meine tägliche Musik: Tinnitus. Die ewige Zikade. Ewiger Sommer im Kopf.

Welche Pläne haben denn Kinder, wenn sie den Tag beginnen?

11.12.

Es ist noch immer gefroren. Der Wetterbericht bezog sich auf andere Gegenden. Vor den vergitterten Fenstern: die sogenannte Welt, die Außen-Welt. Die ich täglich betrete. Niedertrete (das Gras). Sehr selten die Begegnung mit anderen Leuten, die meistens einen Hund dabei haben. Dann: Hund an die Leine, man weiß ja nie. Die Menschen begegnen sich kaum, sie reagieren kaum, die Hunde – je nach Rasse – reagieren fast immer, manchmal sogar sehr heftig, je kleiner der Kläffer, desto mehr Gekläff. Mein Labrador geht schon fast wie ich: unbeeindruckbar, Blick in die Ferne, nicht ins nächste Auge vor der Schnauze. Mein Hund grüßt nicht. Ich auch immer weniger. Ich bin mit meinen 70 Jahren alt genug – zu alt –, um nicht mehr zu grüßen. Man darf mich grüßen, aber das ist mir egal, obwohl ich meistens zurückgrüße, zurückkläffe. Einem Freund bin ich noch nicht beim Hundewandern begegnet. Sonst auch nicht, ein Freund, wenn es einer ist, kommt ohnehin nur ein bis zwei Mal im Jahr bei mir vorbei, im Haus.